

in diesem Kontext entstandenen und vertretenen Konzeptionen von Intimität gezählt werden können. Diesbezüglich stellt Miller (2007) zwei Schwerpunktsetzungen fest: Einerseits würden normative Konzepte im Sinne eines Ideals »of how relationships ought to be« (ebd., S. 547) gesetzt und andererseits werde der Fokus auf »pathologies of relationships and how one helps people overcome or extricate themselves from these« (ebd.) gelegt. Verwunderlich ist dies nach Miller (2007) nicht, da es Psycholog_innen als eine ihrer Aufgaben ansähen, die Konsequenzen von gescheiterten – und gleichsam häufig als unangemessen, lähmend oder gar als pathologisch bezeichneten – Beziehungen bearbeitbar zu machen und zu bearbeiten (vgl. ebd.; Jamieson, 1999, S. 480). Insgesamt konstatiert Miller (2007) »strong normative expectations attached to each category of relationship« (S. 548) sowie pathologisierende Tendenzen in Bezug auf alle Beziehungen, die solche ›normativen Erwartungen‹ in irgendeiner Weise nicht erfüllen.

Neben einer Vielzahl an therapeutischen Angeboten zur psychologischen Bearbeitung von nahen sozialen Beziehungen stehen seit einiger Zeit außerdem technologische Mittel zur Verfügung, worauf Lambert (2016) unlängst in einem Artikel mit dem Titel *Bodies, Mood and Excess. Relationship Tracking and the Technicity of Intimacy* hingewiesen hat. Apps wie beispielsweise *PplKpr*⁸ oder *Couple Wise*⁹ bergen das Versprechen, Beziehungen mithilfe von großen Datenmengen (im Falle vom *PplKpr* erweitert durch die Nutzung eines Herzfrequenz-Messgeräts) zu optimieren und den Beziehungspartner_innen dadurch zu mehr Zufriedenheit und Bedürfnisbefriedung zu verhelfen: »[...] as well as producing new forms of social knowledge, relationship-tracking promises to alleviate the burden of managing one's social life« (ebd., S. 71). Diese Möglichkeiten des ›Beziehungstrackings‹ führen nach Lambert (2016, S. 72) zu einer ›Technizität von Intimität‹, die durch eine zunehmende Verschränkung von menschlichen Akteur_innen mit technologischen Artefakten charakterisiert ist.

2.3 (Selbstenthüllungs-)Intimität im Kontext der Giddens'schen ›reinen Beziehung‹

In diesem Unterkapitel wird die soeben dargestellte Debatte um Intimität mit Anthony Giddens' (1991, 1992) Konzept der ›pure relationship‹ erweitert. Dieses Konzept enthält insbesondere den Aspekt der bereits kritisch diskutierten ›disclosing intimacy‹, wobei Intimität für Giddens (1992) in erster Linie »a matter of emotional communication, with others and with the self, in a context of interpersonal equality« (S. 130) ist. Diese Sichtweise, die sich selbst in der reflexiven bzw. zweiten Mo-

8 <http://pplkpr.com> (zuletzt abgerufen am 22. Juli 2020).

9 <https://couplewise.com> (zuletzt abgerufen am 22. Juli 2020).

derne verortet, wird des Weiteren verschiedenen Positionen gegenübergestellt, die Giddens zahlreiche Argumente entgegenzuhalten haben. Im Anschluss daran wird es um die Frage gehen, wie Intimität im Zusammenhang mit Fernbeziehungen thematisch wird und welche Normalisierungstendenzen sich diesbezüglich feststellen lassen.

In *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age* definiert Giddens (1991) eine »reine Beziehung« wie folgt: »A pure relationship is one in which external criteria have become dissolved: the relationship exists solely for whatever rewards that relationship can deliver. In the context of the pure relationship, trust can be mobilised only by a process of mutual disclosure« (S. 6). »Reine Beziehungen« werden gemäß Valentine (2006, S. 366, unter Bezugnahme auf Giddens) ausschließlich um ihrer selbst willen eingegangen und nur so lange aufrechterhalten, wie sie von den Beziehungspartner_innen als erfüllend empfunden werden (vgl. hierzu auch Mouffe, 2007, S. 63). Solche Beziehungen lassen sich insbesondere durch freiwilliges Engagement, gegenseitiges Vertrauen, Gleichberechtigung und Reflexivität charakterisieren (vgl. Valentine, 2006, S. 366; Giddens, 1991, S. 88ff.). Für das »reflexive Projekt des Selbst« seien »reine Beziehungen« von herausragender Bedeutung (vgl. Giddens, 1991, S. 87f.). Auch Bawin-Legros (2004, S. 242) merkt ebenfalls auf Giddens rekurrierend an, dass in postmodernen Gesellschaften keine »eindeutigen Referenzpunkte« mehr bestünden, die angeben könnten, wie das Leben gelebt werden müsse. Deshalb fehlten gewisse Richtlinien bzw. Vorgaben, was zu größeren Entscheidungsfreiheiten in Bezug auf »when, where and with whom we have sexual relationships« (ebd.) führe. Diese Entscheidungsfreiheiten gingen außerdem mit dem Gefühl einher, dass Intimität heute anders gelebt werde als in früheren Zeiten (vgl. ebd.).

In der obigen Definition von Giddens (1991) wird der bereits eingehend diskutierte Aspekt der gegenseitigen Selbstdurchdringungen betont. Jamieson (1999) führt dies folgendermaßen aus: »For a couple, ›the pure relationship‹ involves opening out to each other, enjoying each other's unique qualities and sustaining trust through mutual disclosure« (S. 477). Gegenseitiges Vertrauen der Beziehungspartner_innen ist nach Giddens (1991, S. 96) innerhalb von (Paar-)Beziehungen nicht einfach so gegeben, sondern dieses Vertrauen müsse gewonnen werden und daran gelte es immer weiter zu arbeiten. Für die Entwicklung einer vertrauensvollen, intimen Sphäre sind insbesondere gerade gegenseitige Selbstdurchdringungen der in diesen Beziehungen involvierten Personen und das Sich-Öffnen für das Gegenüber unabdingbar. Diese Praktiken erlauben die Generierung eines vertieften Wissens übereinander bzw. über die Persönlichkeit der anderen Person, welches wiederum das gegenseitige Vertrauen stärkt: »What matters in the building of trust in the pure relationship is that each person should know the other's personality, and be able to rely on regularly eliciting certain sorts of desired responses from the other« (ebd.). In Giddens' (1992, S. 189) *The Transformation of Intimacy*.

Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies wird des Weiteren auf die Bedeutung des Autonomieprinzips hingewiesen, das im Bereich des privaten Lebens mit der Verwirklichung des ›reflexiven Projekts des Selbst‹ zusammenhänge. Dieses wiederum stelle die Bedingung für einen egalitären Umgang mit anderen dar. ›Self-autonomy‹ sei zentral für offene und freie Kommunikation mit dem Gegenüber und somit ein wichtiges Fundament der ›reinen Beziehung‹ (vgl. ebd., S. 194).

›Reine Beziehungen‹ setzen gemäß Jamieson (1999) Gleichberechtigung/Gleichheit (›equality‹) zwischen den in diesen Beziehungen involvierten Personen voraus, und zwar besonders im Hinblick auf »a shared sense of self-disclosure and contributing on an equal footing to the relationship« (S. 478). Diese Aussage lässt sich wie folgt erweitern und präzisieren: »Giddens claims that such increasingly fluid and equal relationships will make not only for more democratic forms of intimacy, but have a positive impact upon other social spheres« (Holmes, 2004a, S. 184). Giddens (1992, S. 3) bringt dies etwa dahingehend zum Ausdruck, dass er mit dem von ihm beschriebenen Wandel der Intimität die Möglichkeit subversiver Einflüsse, die nicht nur im privaten Bereich, sondern insgesamt in modernen Institutionen wirksam werden können, verbunden sieht. Vor diesem Hintergrund sei dieser Wandel der Intimität nichts weniger als radikal und revolutionär (vgl. ebd.).

Die Möglichkeit von Intimität führt somit das Versprechen von Demokratie mit sich, wobei die ›reine Beziehung‹ die strukturelle Quelle dieses Versprechens bildet und nicht nur sexuelle Beziehungen, sondern auch Eltern-Kind-Beziehungen und Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen grundlegend verändert (vgl. ebd., S. 188). Die Erreichung der radikalen Demokratisierung des Privaten geht auch mit sexueller Emanzipation einher, die gemäß Giddens (1992, S. 182) mit ›sexueller Demokratie‹ bezeichnet werden könnte. Demokratisierung im privaten Bereich hängt eng mit einer Demokratisierung auf gesellschaftlicher, global-politischer Ebene zusammen: »A symmetry exists between the democratising of personal life and democratic possibilities in the global political order at the most extensive level« (ebd., S. 195f.). Darüber hinaus postuliert Giddens (1992) in der Einleitung zu *The Transformation of Intimacy* die Potenzialität von ›reinen Beziehungen‹ im Hinblick auf Geschlechtergerechtigkeit: Eine ›reine Beziehung‹ sei »a relationship of sexual and emotional equality, which is explosive in its connotations for pre-existing forms of gender power« (S. 2). Sowohl Holmes (2004a) als auch Jamieson (1999) stellen ebendiesen Punkt der postulierten Geschlechtergerechtigkeit kritisch infrage, worauf weiter unten eingegangen werden soll.

Des Weiteren bemängelt insbesondere Jamieson (1999), dass sich Giddens (1992) trotz Verweisen auf die Verflochtenheit seiner Arbeit mit und in popkulturellen und therapeutischen Diskursen therapeutischer Literatur nur begrenzt in kritischer Absicht bedient habe, da er diese seiner Analyse gleichsam »as documents about and symptoms of personal and social change« (Jamieson, 1999, S. 480) zugrunde

gelegt habe.¹⁰ Die Autorin kritisiert an der ›Rhetorik der reinen Beziehung‹, dass diese einem therapeutischen Diskurs Vorschub leiste, »that individualises personal problems and down-grades sociological explanations« (ebd., S. 477). Pointiert könnte man sagen, dass eine zeitdiagnostische Gesellschaftsanalyse à la Giddens die Probleme, die sie konstatiert, diskursiv selbst mit hervorbringt. So postuliert Giddens (1991) etwa eine Zunahme an therapeutischen Angeboten und bringt diese in Verbindung mit seinem Konzept der ›reinen Beziehung‹. In diesem Zusammenhang bringt er in unkritischer Weise zum Ausdruck, dass Therapien einerseits hilfreich sein könnten, um die durch diese und in diesen Beziehungen entstandenen Schwierigkeiten zu bearbeiten. Andererseits weist er darauf hin, dass therapeutische Ansätze eigentlich für die Entwicklung eines tiefgreifenden Verständnisses innerpsychischer Vorgänge noch zentraler seien, um damit erneut auf die Dominanz von ›pure relationships‹ abzuheben:

The rise of therapy is closely tied to the emergence of the pure relationship, but not only, or even primarily, because therapeutic work can help heal the psychological damage which such relationships can bring about. The centrality of therapy expresses the fact that the more that pure relationships become dominant, the more crucial becomes an in-depth understanding which allows one to feel ›all right‹ with oneself. For self-mastery is the condition of that opening-out process through which hope (commitment) and trust are generated in the pure relationship. (Giddens, 1991, S. 186)

Valentine (2006, S. 365) resümiert, dass Giddens (wie auch Beck und Beck-Gernsheim, 2011) tiefgreifende Veränderungen im Bereich von nahen sozialen Beziehungen geltend mache, die er auf Tendenzen der zunehmenden Individualisierung, Entraditionalisierung und Selbstreflexivität zurückföhre (vgl. Holmes, 2004a, S. 184; Jamieson, 1999, S. 478). Kontrovers diskutiert wird vor diesem Hintergrund insbesondere, welche Konsequenzen dieser postulierte Wandel mit sich bringe. Im Folgenden werden einige Autor_innen referiert, die insbesondere gegenüber Giddens' Arbeiten eine kritische Position einnehmen.

Jamieson (1999, S. 478) moniert beispielsweise den in Giddens Texten zum Ausdruck kommenden Optimismus, wenn er behauptet, dass ein Wandel der Intimität mit einer Verbesserung der Geschlechtergerechtigkeit einhergehe. In diesem Zusammenhang verweist sie auf diverse (feministische) Studien,¹¹ die den Schluss

¹⁰ Die Autorin verweist hierbei insbesondere auf die folgende Anmerkung von Giddens (1992), die er im Kontext seiner Ausführungen zu einem Therapie- bzw. Ratgeberbuch angebracht hat: »Like much of the therapeutic literature I refer to throughout this book, however, I treat it in the manner of Garfinkel's ›documentary method‹ as a document about personal and social changes in process, but also as symptomatic of them« (S. 86; vgl. ebd., S. 64).

¹¹ Die Autorin macht beispielsweise auf die Arbeiten von Brannen und Moss (1991), Hochschild (1990) und Mansfield und Collard (1988) aufmerksam und hält fest, dass diese hätten zeigen

nahelegen, dass Intimität, wie sie heute gelebt wird, mit Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern im Kontext von Paarbeziehungen koexistiert (vgl. ebd., S. 491). Es dürfte zwar davon auszugehen sein, dass in Bezug auf solche nahen sozialen Beziehungen von den meisten Menschen Erwartungen gehegt werden, die in die Richtung von gegenseitiger emotionaler Unterstützung gehen und dass sich die involvierten Personen als Gleichberechtigte begegnen wollen. Dies sagt allerdings insgesamt wenig darüber aus, wie sich die Paare tatsächlich verhalten und welche Implikationen das jeweilige Verhalten der in eine Beziehung involvierten Personen auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern hat (vgl. ebd.). Zwischen den Vorstellungen und Erwartungen hinsichtlich einer gleichberechtigten Beziehung und der tatsächlich gelebten Realität besteht demnach in der Regel eine Kluft. Vor diesem Hintergrund hält Jamieson (1999) fest: »Personal relationships remain highly gendered« (ebd.; vgl. hierzu auch Duncombe & Marsden, 1993; Holmes, 2004a).

Holmes (2004a, S. 197) stimmt dieser Feststellung zu und konkretisiert in diesem Zusammenhang für Fernbeziehungspaare – damit greife ich bereits auf das nächste Unterkapitel vor –, dass die zunehmende Individualisierung Frauen nicht unbedingt davor bewahrt habe, einen Großteil der Arbeit zu übernehmen, die das Zusammenbleiben eines Paares sichern sollte: Theoretiker_innen wie beispielsweise Giddens »have under-stated the continuing importance women appear to wish or are expected to give to the maintenance of intimate ties despite difficult circumstances« (ebd.). Die Autorin kommt in ihrer Analyse von Interviews mit Fernbeziehungspaaren zum Schluss, dass diese spezifische Beziehungsform ein Ausdruck zunehmender Individualisierung sein könne, wobei beiden Beziehungspartner_innen beispielsweise die Möglichkeit eröffnet werde, ihre je eigenen Karrierepläne zu verfolgen. Zuweilen bietet dies Chancen für mehr Geschlechtergerechtigkeit innerhalb der Beziehung und ermöglicht insbesondere Frauen ein höheres Maß an (finanzieller) Unabhängigkeit. Die Paare betreiben insgesamt einen hohen Aufwand, um einerseits ihre Fernbeziehung aufrechtzuerhalten und um andererseits diese spezifische Form des Führens einer Beziehung zugleich gegenüber anderen zu rechtfertigen. Dass Frauen zumeist den Großteil dieser emotionalen Arbeit leisten, läuft den Erfolgschancen für die postulierte zunehmende Geschlechtergerechtigkeit infolge von Individualisierungstendenzen jedoch zuwider (vgl. ebd., S. 197f.). Zu dieser Erkenntnis hält Holmes (2004b) in einem anderen Artikel mit Bezug auf Jamieson (1999) in pointierter Weise Folgendes fest: »[...] discourses about women's role continue to promote caring for others as central« (Holmes, 2004b, S. 252).

Vor dem Hintergrund der vorangegangenen Ausführungen stellt sich die Frage, was sich, neben den bereits diskutierten Problematiken hinsichtlich Giddens'

können »how collaborative effort can produce a sense of being equal and intimate, in spite of inequalities« (Jamieson, 1999, S. 486f.).

Überlegungen, über die Theorieansätze der reflexiven Moderne in Bezug auf soziale Beziehungen des Weiteren feststellen lässt. In *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion* setzt sich Chantal Mouffe (2007) sehr ausführlich in kritischer Absicht mit Anthony Giddens (1991, 1997) und Ulrich Beck (1986, 1993) auseinander. Ihre Ausführungen zum Politischen stehen in der vorliegenden Studie zwar nicht im Zentrum des Interesses (und werden im Folgenden aus diesem Grund nur äußerst knapp dargestellt), dienen hier jedoch der Einordnung des Diskurses in einen größeren politikphilosophischen und -theoretischen Zusammenhang. Darüber hinaus lässt sich im Anschluss an Mouffe die soeben dargelegte Kritik von unter anderem Jamieson (1999) und Holmes (2004a, 2004b) auf eine breitere gesellschaftstheoretische Basis stellen.

›Individualismus‹ und ›Rationalismus‹ sind gemäß Mouffe (2007, S. 18ff.) im gegenwärtig dominierenden liberalen politischen Diskurs vorherrschende Begriffe. In diesem Diskurs werde die Notwendigkeit von kollektiven Identitäten im Bereich des Politischen jedoch verkannt und dies führe schließlich zu einer Verleugnung von Wir-Sie-Unterscheidungen innerhalb einer Gesellschaft. Die liberale Position mit ihren individualistischen und rationalistischen Ansätzen wird von der Politiktheoretikerin unter Bezugnahme auf Carl Schmitt infrage gestellt, da in diesen Ansätzen ihrer Ansicht nach das Politische im Verständnis einer agonistischen, radikalen Demokratietheorie negiert wird (vgl. ebd., sowie S. 69ff.). Mouffe (2007) spitzt die Positionen von zentralen Theoretiker_innen der sogenannten zweiten bzw. reflexiven Moderne wie folgt zu: »Die Hauptthese von Beck und Giddens lautet, daß es in den posttraditionalen Gesellschaften keine in Wir-Sie-Form konstruierten kollektiven Identitäten mehr gibt, daß sich also die politischen Grenzen aufgelöst haben« (S. 65). Diese beiden Autoren behaupten demzufolge – entgegen der Überzeugung Mouffes –, dass das »Modell der politischen Gegnerschaft« (ebd.) heute ausgedient habe. Mouffe (2007) hingegen spricht sich in ihrem Buch deutlich gegen eine konsensuelle, deliberative, liberale Form der Demokratie aus. So legt sie dar, dass Konsens immer auch eine Ausschließung zur Folge habe, und dass »ein ganz und gar einschließender, ›rationaler‹ Konsens« (S. 19) – entgegen der Meinung von liberalen Theoretiker_innen – unmöglich sei. Zu Giddens hält die Autorin des Weiteren fest, dass dieser die Überzeugung vertrete, der postulierte gesteigerte Individualismus führe zu einer starken Demokratisierung (vgl. ebd., S. 60). Mit ›Demokratisierung‹ meine Giddens in erster Linie die Etablierung einer »dialogischen Demokratie«, die sich »durch die Bereitschaft zum Zuhören und Diskutieren« (S. 62f.) der verschiedenen Gesellschaftsmitglieder auszeichne. Mit dem Projekt der dialogischen Demokratisierung hänge die wachsende Verbreitung einer »emotionalen Demokratie« zusammen, für die das Konzept der ›reinen Beziehung‹ im persönlichen und privaten Bereich zentral sei (vgl. ebd.). Giddens – so konstatiert Mouffe (2007) –

sieht tatsächlich einen engen Zusammenhang zwischen der reinen Beziehung und der dialogischen Demokratie. In bezug [sic!] auf die Literatur zur Ehe- und Sexualberatung bestehen nach Giddens bedeutsame Parallelen zwischen der Weise, in der diese Literatur die für eine gute Beziehung notwendigen Qualitäten anspreche, und den formalen Mechanismen der politischen Demokratie: gehe es doch in beiden Fällen um Autonomie. (S. 63)

Hier eröffnen sich mehrere Fragehorizonte: Zum einen – und damit nehme ich Bezug auf die weiter oben dargelegten Positionen von Autor_innen wie Jamieson (1999) und Holmes (2004a, 2004b) – ist das postulierte Verhältnis von Autonomie im Kontext von Politik und nahen sozialen Beziehungen aus einer feministischen Perspektive durchaus als ambivalent einzuschätzen und deshalb müsste beispielsweise gezeigt werden können, inwiefern sich Autonomie im tatsächlichen Beziehungshandeln manifestiert bzw. ob beide Geschlechter gleichermaßen autonom entscheiden und handeln können. Zum anderen lässt sich ganz grundsätzlich fragen, inwiefern private Beziehungen überhaupt als Indikator für politische Verhältnisse herangezogen werden können. Hiermit wird der von Giddens behauptete Konnex zwischen der Ebene der ›reinen Beziehung‹ und derjenigen der ›dialogischen Demokratie‹ infrage gestellt. Nicht zuletzt muss zudem die allgemeine Frage gestellt werden, ob nicht auch der Umstand zu problematisieren wäre, dass immer schon klar zu sein scheint, was eine ›gute Beziehung‹ ausmacht.

2.4 Fernbeziehungen unter dem Blickwinkel von Intimitätsdiskursen

Die nachstehenden Ausführungen beziehen sich auf die Frage, wie Intimität im Kontext von Fernbeziehungen thematisch wird. Anhand dieser Frage werden sich weitere normativ geprägte Vorstellungen darüber, wie Paarbeziehungen zu sein haben, verdeutlichen lassen. Zunächst soll an dieser Stelle jedoch geklärt werden, wie sich der Begriff der Fernbeziehung bestimmen lässt. Holmes (2004b) definiert ›Fernbeziehung‹ folgendermaßen: »A distance relationship is one where couples live in separate regions for considerable proportions of time, maintaining two residences and travelling to see each other when they can« (S. 256). Diese Definition lässt sich mit Stafford (2005, S. 7) dahingehend erweitern, dass ›Kommunikationsmöglichkeiten‹ aus der Perspektive von Fernbeziehungspaaren aufgrund von ›geografischen Parametern‹ zwar beschränkt sind, die Paare aber trotz dieses Umstandes die Erwartung einer fortdauernden ›nahen Verbindung‹ hegen.

Es dürfte sich als aufschlussreich erweisen, diese Begriffsbestimmungen in einen Zusammenhang mit den weiter oben bereits erörterten allgemeinen Diskussionen zum Konzept der Intimität zu stellen. Denn häufig wird für die Möglichkeit der Entstehung einer Sphäre von Intimität die Bedingung geäußert, dass dieser